Aus einem nicht geführten Tagebuch : Polycrème

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-510147

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

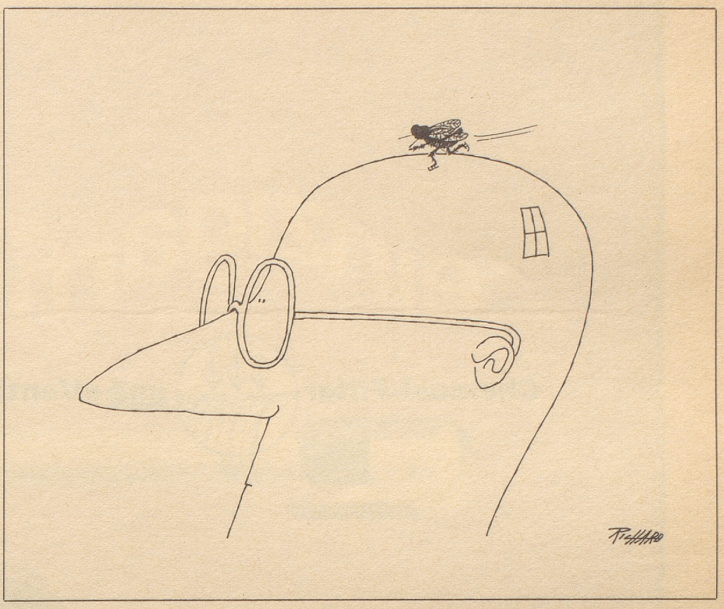
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus einem
nicht geführten Tagebuch

Polycrème



Ein Berliner Conférencier trat eines Abends vor sein Publikum und begann:

«Heute früh besuchte mich ein Herr. Er sei von der Firma Batschari. ‹Batschari?› fragte ich. ‹Batschari? Ist das nicht eine Zigarette?› ‹Ja›, sagte der Herr. ‹Batschari ist eine vorzügliche Zigarette, die in aller Mund sein sollte.› Und damit reichte er mir eine Batschari und steckte sich selbst auch eine Batschari an. ‹Womit kann ich Ihnen dienen?› fragte ich den Herrn von Batschari. ‹Ganz einfach›, erwiderte er. ‹Sie erhalten ein fürstliches Honorar und nennen dafür im Verlauf Ihrer Conférence zwölfmal den Namen Batschari.› ‹Was muten Sie mir da zu?› schreie ich den Mann von der Firma Batschari an. ‹Ich soll mein Publikum damit anöden, daß ich zwölfmal Batschari sage? Batschari, Batschari, Batschari? Die Leute werden mir etwas nießen . . .!› ‹Sie müssen es ja nicht so grob machen›, begütigte der Mann von Batschari. Bringen Sie die zwölf Batschari geschickt verteilt in Ihrer Conférence unter.›

Da aber habe ich den Mann von Batschari hinausgeworfen!»

Und damit war das gewünschte Dutzend bereits überschritten.

*

Nun, bei mir war kein Mann von der Firma Polycrème, kein fürstliches Honorar wurde mir geboten, sogar das Rezensionsexemplar mußte ich mir selber kaufen; und dennoch bin ich geneigt, den Namen Polycrème in alle Rinden einzuschneiden, in jeden Kieselstein zu graben, und was dergleichen jugendliche Torheiten mehr sind. Denn mit Jugend hat sie sehr viel zu schaffen, Polycrème, die keine griechische Nymphe oder Muse ist, nicht die sanfte Gattin des unsanften Zyklopen Polyphem, sondern schlicht und einfach eine Schokolade, über die ein ernster Esser die Nase rümpfen würde, um nach der soliden Bitterkeit angesehener, durch und durch dunkler Schokoladen zu greifen.

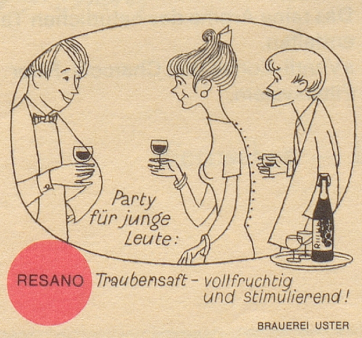
Du brichst sie, was ein kleines Problem ist, denn sie bricht nicht dort, wo die Quadrate aneinander gereiht sind, und wo es jede ernsthafte Schokolade täte, sondern, je nach ihrer Laune, mitten durch das Quadrat oder sonst irgendwo, so kapriziös und unberechenbar, daß ältere Feuilletonisten-Generationen sie ohne Zweifel mit einer Frau verglichen hätten, während wir Neueren wissen, daß die Kaprizen und Unberechenbarkeiten der Männer weit gefährlicher sind, und man den Frauen beruhigt den Stimmzettel in das Händchen drücken darf.

Doch bleiben wir bei unserer Schokolade; in ihrem Bruch offenbart sie dir ihre Seele, unschuldsweiß, rosighold, anbeißenswert. Und gehorcht man dieser Lockung, dann fängt der Zauber zu wirken an, die Jahre fallen ab wie die Nadeln des Weihnachtsbaums am Silvesterabend; doch nun hört der Vergleich auf zu stimmen, denn was bleibt, ist nicht dürres Holz, sondern grünende Jugend – solange der Zauber dauert. Man ist mit einem Schlage acht, zehn, zwölf Jahre alt, steht am Geländer eines Teichs, auf dem Rasen schnattern buntgefiederte Enteriche mit ihren von der Natur bescheidener bedachten Gattinnen – oder sollten es entferntere Verwandte gewesen sein? –, ein Storch zieht weisheitsvoll ein Bein an den Leib, denn warum soll er beide abnützen, wenn auch das eine ihn trägt? Gleich wird er «Mutabor» sagen wie der Storch in dem Märchen von Hauff, das uns gestern abend zum dreißigsten Mal vorgelesen worden war, und sich in den Kalifen von Bagdad verwandeln. Der Teich liegt mitten im Stadtpark, dessen Hauptallee von Müttern mit Kinderwagen und von halbflüggen Pärchen bevölkert ist; auch ein langbärtiger Philosoph wandelt durch das Gedränge, meist allein, manchmal auch mit einem Kollegen, die letzten Dinge erörternd. Er bleibt vor den Kindern stehn, die Steinkugeln in eine Grube rollen, schaut ihnen zu, nachdenklich wie es einem Philosophen geziemt, zieht aus der Tasche seines Sommers und Winters gleichen Mantels eine Glaskugel, daraus windungsreich bunte Farben leuchten, und schenkt sie den Spielenden. Am Rande aber, zwischen Hauptallee und Teich sitzen brave alte Frauen – vielleicht waren es auch verwunschene Feen, meint man heute, damals aber waren es eben nichts als alte Frauen mit runzligen Gesichtern. Sie hockten auf kleinen Klappstühlen und hatten Körbe vor sich, die alle Herrlichkeiten der Welt bargen, alle Kinderträume verwirklichen konnten. Kleine Bretzel, mit Salz und Mohn bestreut, große, vornehme Bretzel, die allerdings, wie so vieles Vornehme, langweilig schmeckten und den Enten auf dem Rasen oder den Karpfen im Teich gegönnt wurden, kleine Bonbons mit farbiger Zeichnung, aber auch ganz große, die eine Stunde lang die Wange schwellten.

Und dann hatten sie Schokoladetafeln, in Silberpapier gehüllt! Doch die waren nur an besondern Festtagen erschwinglich, denn jede von ihnen verschlang ein wöchentliches Taschengeld, bevor man sie verschlingen durfte. Und auch sie hatten, ganz wie die Polycrème, weiße und rosige Seelchen, die der Psychologe im Kind zu ergründen eifrig bemüht war. Es wurde einem allerdings leicht gemacht, leichter als das Leben es sonst tut, denn um das Silberpapier schlang sich ein Etikett, auf dem, je nachdem, Zitrone oder Himbeer zu lesen war, ein Vorbild für künftige Weltschöpfer – wie einfach wäre es doch, im voraus zu wissen, ob die Seele, an die man anbeißt, süß oder säuerlich ist. Ja, so bequem war die Welt in jenen Tagen vor der Erfindung der Psychoanalyse! Man kaufte – höchstens einmal im Monat – solch eine Tafel und schmeckte reinste Seligkeit, man steckte sie nicht auf einmal in den Mund wie jene großen, farbigen Bonbons, sondern saugte langsam daran, man hatte ja noch so viel Zeit vor sich und glaubte ungewiß ahnen zu dürfen, daß das Leben noch manche crèmegefüllten Schokoladetafeln bergen würde.

Ach, man irrte! Die mit rosafarbener oder weißer Crème gefüllten Dinge wurden selten, und man merkte es kaum, man vergaß den Stadtpark und den Teich – auch einen Wasserfall hatte er, der sich in letzter Sekunde, bevor der Zauber verschwindet, rauschend in die Erinnerung drängt –, man vergaß sogar die Zeit, da man selbst die Hälfte eines halbflüggen Pärchens war, denn man war ja seither mit den ernsten Dingen des Daseins beschäftigt, von denen zu reden hier, weiß Gott, nicht der Ort ist, sie gehören in den Leitartikel, in den Börsenbericht, in den Inseratenteil.

Und nun mit einem Mal kann man sich das alles wieder hervorzaubern; man muß nur in ein Stückchen Polycrème beißen, und die Welt erstrahlt in rosigem oder weißem Licht, was sie sonst kaum noch tut, die Karpfen schnappen nach den vornehmen Bretzeln, die Enteriche schnattern mit ihren Cousinen, die Gymnasiasten auf der Hauptallee auch, der Storch zieht ein Bein hoch – vielleicht ist es eine Warnung –, man ißt ein Viereckchen nach dem andern, viel rascher als damals, denn gar so viel Zeit hat man nicht mehr vor sich. Und dann hat man das letzte Viereck geschluckt, die Welt nimmt ihre gewohnte Farbe an, die weder mit weiß noch mit rosa das Geringste gemein hat, und die ernsten Dinge treten in ihr Unrecht.

Bis zur nächsten Tafel Polycrème.

N. O. Scarpi